

V. Überflug und erste Bleibe

Da wir die erste Maschine der BEA-Fluggesellschaft 6.30 Uhr gebucht hatten, mußten wir uns schon vor 5 Uhr aus den Betten erheben. Das Zimmer war wohl bereits am Vortag von mir bezahlt worden: DM 18.-, ein happiger Betrag für Auf-Pump-Lebende. Bei gehobenem Frühstück mit Schinken und Ei wäre noch ein Aufpreis zu entrichten gewesen. Ich hatte mich deshalb für "ohne" entschieden. Um unser Kind nicht unbeaufsichtigt zu lassen, begaben wir uns getrennt in den Frühstücksraum. Elfriede bediente sich dabei in aller Unschuld ein wenig von dem "herrlichen Schinkenteller", der die Tafelmitte beherrschte, hatte ich ihr doch mitzuteilen vergessen, nur das einfache Frühstück bestellt und bezahlt zu haben. Da gab es zunächst ein jähes Erschrecken. Dann aber folgten wir der Devise: Augen zu und durch! Die gestrenge Madame schien den Verstoß offensichtlich nicht bemerkt zu haben. Gut eine halbe Stunde vor dem planmäßigen Abflug standen wir in der großen Halle des Tempelhofer Flugplatzes, in der schon reges Leben pulsierte.

Ein höchst garstiges Wetter mit böigem Wind und Regenschauern herrschte an diesem Morgen. Zunächst gab es an den Schaltern noch einige Formalitäten zu erledigen. Bei der Paßvorlage mußten wir mangels anderer Papiere auf unsere im Lager wieder ausgehändigten DDR-Ausweise zurückgreifen. Den Kinderwagen hatten wir beim Gepäckschalter aufzugeben. Durch die riesigen Glasfenster der Halle sahen wir, wie sich einige der viermotorigen Giganten langsam an die Zufahrten heranschoben. Dann aber wurden durch Lautsprecher erste Abflugverzögerungen bekanntgegeben. Auch unsere Maschine war betroffen. Über Hannover-Langenhagen lagerten, so hieß es, dichte Nebelbänke, die im Augenblick noch keine Landung gestatteten. Nach einstündiger Wartezeit öffnete endlich die Sperre. Nochmals kurze Kontrolle, dann durften wir zu unserem Flugzeug gehen und einsteigen. Für uns in dieser Hinsicht noch gänzlich Ungeübte alles ganz schön aufregend. Nur unser Püppchen war die Bravheit in Person. Durch die Seitenluke beobachtete ich, wie ein vor der Maschine stehender Flugleiter mit Handzeichen nacheinander das Anwerfen der vier Motoren signalisierte. Es begann mächtig zu dröhnen. Danach schwächten sich die Geräusche wieder ab. Nach einer kleinen Zeitspanne setzte sich das Ungetüm in Bewegung, aber nur relativ langsam. Als es die Abflugschneise erreicht hatte, verharnte es nochmals für eine Weile an der Stelle. Dann aber drehten die Motoren voll auf, das Flugzeug rollte zusehends schneller über die Bahn, hatte bald D-Zug-Tempo überschritten und befand sich auch schon in den Lüften. Draußen war es mittlerweile hell geworden, doch ließ sich von der Millionenstadt kaum viel erblicken. In kürzester Zeit hatten uns die Wolken eingehüllt. Die Stewardess, die vor dem Start, wie von Eichlers schon angekündigt, jedem Fahrgast ein saures Bonbon zur Magenberuhigung verabreicht hatte, erlaubte nun das Öffnen der Sitzgurte und das Rauchen. Als Höhenangabe wurde m.W. 3000 m NN durch Lautsprecher von der Pilotenkanzel aus durchgegeben. "Ist ja höher als die Zugspitze", dachte ich beeindruckt.

Bald aber kam es des schlechten Wetters wegen doch zu einigen Turbulenzen. Das Flugzeug sackte mehrere Male regelrecht durch. Elfriede bekam diese Behandlung ganz und gar nicht. Und dabei mußten die noch nicht verdauten Reste des unbefugt am Frühstückstisch genossenen Kochschinkens den Weg in die Tüte antreten. Kurz vor der Landung fing auch unser Bündelchen zu schreien an. Eine Stewardess kam aber sofort herbeigespritzt, nahm es auf den Arm und versuchte es zu besänftigen. Dies gelang auch alsbald. Während Elfriede in ihrem mitgenommenem Zustand verständlicherweise wenig Interesse für die Außenwelt entwickelte, blickte ich gespannt durch die Luken, war doch unter uns nun Land zu erkennen, bereits niedersächsisches, eigentlich ganz den Vorstellungen entsprechend, die ich vom schulischen Geographieunterricht her besaß:

Heide, Moor, Weideflächen, nur karg besiedelt, alles offenbar tief aufgeweicht. Vor der Landung, genau 65 Minuten nach dem Start, noch mal ein bißchen Kribbeln in der Magengegend, doch verlief alles glatt.

Die frische Luft, die über das Flugfeld hinwegwehte, ließ uns zwar leicht frösteln, tat den Lebensgeistern aber ganz gut. Jetzt bewegten wir uns nicht mehr auf einer vom Ostzonenstaat rings umschlossenen Insel, sondern standen real und leibhaftig auf dem Territorium der Bundesrepublik Deutschland. Was für ein erhebendes Gefühl! In Hannover-Langenhagen wirkten die Flugplatzeinrichtungen um eine Klasse bescheidener als in Berlin-Tempelhof. Nach Passieren der Sperre und Aushändigung des Kinderwagens bereitete es kein Problem, den bereitstehenden Bahnbus zu finden, der uns ohne Zwischenhalt direkt zum Hauptbahnhof der niedersächsischen Metropole befördern sollte.

Zunächst führte die Strecke noch ein Stück durch freies Gelände. Hinter Langenhagen nahm die Gegend vorstädtischen Charakter an: Vahrenwald und große Industrie-Anlagen, wie Continental-Gummiwerke, folgten. Im Nebelgrau dieses Tages mutete uns alles doch etwas kahl und abweisend an. Schließlich hatte der Bus sein Ziel erreicht, den Hauptbahnhof, einen langgestreckten neoromanischen Klinkerbau mit Rundbogenfenstern und mancherlei Verzierungen, gewiß noch vor der Jahrhundertwende errichtet. Der halbkreisförmig angelegte Bahnhofsvorplatz war von stattlichen Gebäuden umsäumt. Autos und Straßenbahnen umfuhren ihn im Bogen. Vor dem Haupteingang des Bahnhofsgebäudes thronte ein majestätisches, von Tauben umflattertes Reiterstandbild. Ernst August, dem ersten hannoverschen König (1837-1851), war es gewidmet. Schmunzelnd studierte ich die Inschrift: "Dem Landesvater sein treues Volk". Im Zonenstaat hätten sie eine solche längst getilgt.

Mit dem D-Zug sollte die Fahrt zu unserem westrheinischen Zielpunkt erst 12.45 Uhr fortgesetzt werden. Trotz des verspäteten Abflugs von Berlin wies der Uhrzeiger jetzt gerade mal auf 9.30 Uhr. Wir hatten diesen längeren Zwischenaufenthalt in Hannover jedoch mit Bedacht eingeplant, weil ich die Gelegenheit wahrnehmen wollte, mich persönlich in der Niedersächsischen Landesbibliothek vorzustellen. Da Renate dringend gewickelt und versorgt werden mußte, suchten wir im Hauptbahnhof aber erst einmal die Bahnhofsmision auf. Deren Station befand sich zwar im Kellergeschoß, war aber sehr geräumig, und die dort diensttuenden Frauen behandelten uns ausgesprochen freundlich und entgegenkommend. Ein erster und recht positiver Eindruck von unserem möglicherweise mal künftigen neuen Wohnort.

Ich konnte Elfriede mit der Kleinen guten Gewissens dort für eine Weile zurücklassen. In Unkenntnis der Entfernung benutzte ich die Straßenbahn bis zum Waterlooplatz, verpaßte aber, da ich nicht genau auf die Durchsage geachtet hatte, prompt den rechtzeitigen Ausstieg und mußte dann ein Stück zurücklaufen. Der Waterlooplatz mit der gleichnamigen Säule nahm ein riesiges Terrain ein. Schließlich stand ich vor einem mächtigen, etwas düsteren Altbau, dem Niedersächsischen Hauptstaatsarchiv. Ein rechtwinklig auf den Waterlooplatz vorspringender Seitentrakt beherbergte die Niedersächsische Landesbibliothek. Eine bescheidene Eingangspforte gewährte vom großräumigen gemeinsamen Treppenhaus aus Zutritt. Ich klopfte gleich an der ersten Tür, da sie die Aufschrift "Verwaltung" trug, an. Eine Dame, geringfügig älter als ich, nahm mich in Empfang und stellte sich dann mit schwerem baltischen Zungenschlag als Fräulein von der Recke vor. Sie musterte mich ein wenig neugierig, aber keinesfalls verkniffenen Blickes, und sagte: "Ich will gleich mal Herrn Busch rufen."

Dieser, ein schlanker Mitfünfziger, doch im Kordanzug recht sportlich-drahtig anmutend, trat wenig später herein. Da die an mich nach Berlin gesandten Schreiben durchweg mit dem Namen Busch unterzeichnet waren, glaubte ich, ihn mit "Herr Direktor" titulieren zu müssen, was er zwar nicht ganz ungern zu vernehmen schien, aber sogleich zurückwies. Er sei nur Bibliotheksoberspektor und versee hier im Hause die Verwaltungsaufgaben. Der Chef, Biblio-

theksdirektor Dr. Meyer, habe sich wegen einer Augenoperation ins Krankenhaus begeben müssen, in meiner Angelegenheit aber alles schon in die Wege geleitet. Soweit er, Busch, übersehen könne, stünden die Aussichten für mich nicht schlecht, man benötige aber noch ein amtsärztliches Gesundheitszeugnis von mir. Ich hinterließ meine Münstereifeler Adresse und sagte zu, mir von dort alsbald die erwünschte Bescheinigung zu beschaffen und dann einzusenden. Der Oberinspektor richtete noch einige Fragen an mich, meine bisherigen dienstlichen Funktionen betreffend, erläuterte mir, daß die Niedersächsische Landesbibliothek über 300 000 Bände besitze und 25 Bedienstete habe. Es herrsche hier ein gutes kollegiales Arbeitsklima. Durch das Haus wurde ich allerdings nicht geführt. Das Raumproblem war an dieser Bibliothek nämlich so prekär, daß man mich wohl nicht zu sehr damit hatte schocken wollen. Als ich mich zum Gehen anschickte, fiel mein Blick auf zwei wunderschöne alte kolorierte Stiche. Sie zeigten Auenansichten vom Leineufer mit dem Weichbild Hannovers im Hintergrund. Der Maler sei Johann Heinrich Ramberg, erklärte mir Herr Busch und meinte noch, Hannover, seine Vaterstadt, und das Umfeld hätten durchaus ihre Reize. Vielleicht müsse ich, von Thüringen kommend, mich an den ebeneren Charakter erst noch ein wenig gewöhnen, "doch", so schloß er, "werden Sie sich, frei von jeglichem politischen Druck, bei uns bestimmt wohlfühlen können".

Das war ein schönes Schlußwort, dem ich entnahm, daß man mit mir hier durchaus rechnet und daß es gewiß kein Fehler gewesen war, die Fahrtunterbrechung zu einer persönlichen Vorsprache benutzt und auch meinerseits beteuert zu haben, nun fest auf ein baldiges Dienstverhältnis an der Niedersächsischen Landesbibliothek zu vertrauen. In fast fröhlich-gelöster Stimmung schritt ich auf der Karmarschstraße zum Hauptbahnhof zurück, wobei sich meine Blicke den verschiedenen herausragenden Bauwerken, wie dem imposanten Neuen Rathaus, dem Leineschloß, der Marktkirche und dem Opernhaus, zuwandten, aber auch von Staunen erfüllt waren über die vielen modernen Geschäfts- und Kaufhausbauten und daß im Gegensatz zu den DDR-Städten hier kaum noch Ruinenreste an den Bombenkrieg erinnerten. Nach den etwas bleiernen Eindrücken von der Zufahrt durch die nördlichen Vororte am Morgen konnte ich mir nunmehr ein wesentlich attraktiveres und farbigeres Bild von der niedersächsischen Landesmetropole einprägen.

Elfriede hatte sich von ihrem beim Flug erlittenen Übelsein inzwischen wieder merklich erholt. Wir brachten die restliche Wartezeit ganz gut hinter uns und konnten uns vor Fahrtantritt in der Bahnhofsmission sogar noch an einem Teller Eintopf etwas stärken. Die Weiterreise durch zuvor noch nie berührte Landstriche war schon ein großes Erlebnis für uns. In Abständen prasselten freilich arge Regenschauer gegen die Scheiben und ließen uns von der Außenwelt nicht allzu viel aufnehmen. Immerhin, soviel war zu erkennen: nach Minden die Porta Westfalica mit dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal am Eckpunkt des Wiehengebirges, bei Bielefeld die Passage durch den Teutoburger Wald, später im Ruhrgebiet, schon bei Dämmerchein, Hochöfen, Schachtanlagen und steile Halden. Da folgte eine große Stadt der anderen: Hamm, Dortmund, Bochum, Essen, Duisburg, Düsseldorf, Neuss, fast alle mit modernen Bahnhofshallen bzw. -überdachungen und gleißendem Licht, nicht zu vergleichen mit den meist tristen, verqualmten und abgeschabten DDR-Bahnhöfen. Zwar verkehrten zum damaligen Zeitpunkt auch im Bundesgebiet noch überwiegend Dampflok-Züge, doch befanden sich auch schon viele Dieselloks im Einsatz, und etliche Strecken strebten Elektrifizierung an. Die Geräusche der Druckluftbremsen wichen merklich von der Bremsakustik ab, die wir von "drüben" her gewohnt waren. Doch trotz solcher Modernisierungen kam es zu empfindlicher Verspätung. Als wir in Köln Hbf schließlich eintrafen, war sie auf über eine Stunde angewachsen und der vorgesehene Anschlußzug längst abgefahren.

Hatten wir schon befürchtet, eine Nacht in Köln verbleiben zu müssen, erhielten wir hier jedoch die beruhigende Auskunft, daß wir doch noch nach Münstereifel gelangen können. Ankunft dort gegen 21 Uhr, ein allerdings recht später Zeitpunkt. Der Frau Dr. Siegel hatte ich zwar eine Nachricht zukommen lassen, ihre Antwort war aber in Berlin nicht mehr in meine Hände gelangt. So bestand unsererseits beträchtliche Unsicherheit darüber, wie wir wohl überhaupt und dann noch zu so vorgerückter Stunde von ihr aufgenommen werden würden. Der Eilzug nach Trier verließ die Kölner Bahnhofshalle. Wir versuchten, durch die Scheiben einige Ansichten der großen Stadt zu erhaschen. Erwartet hatten wir, hier den Rhein zu überqueren, doch mußten wir hernach enttäuscht feststellen, daß wir dies, ohne es bemerkt zu haben, schon zwischen Düsseldorf und Neuss getan hatten. Immerhin erstrahlte der berühmte Dom im Scheinwerferlicht. Die Kreisstadt Euskirchen war Umsteigestation. Für die restliche Strecke bis Münstereifel benötigten wir nochmals eine halbe Stunde in einem öfter haltenden Personenzug. Die wenigen Mitreisenden sprachen rheinisch-kölnischen Dialekt. Uns blieb jedoch manches unverständlich. Münstereifel war die Endhaltestelle der Stichbahn.

Es herrschte hier ziemliche Finsternis. Als wir gerade den Kinderwagen von der Wagenplattform herunterhievten, sprach uns eine helle Frauenstimme mit vertrautem mitteldeutschen Tonfall an: "Sie sind wohl das Ehepaar Fleischhack?" Unsere künftige Quartiergeberin hatte, nachdem wir mit dem vorgesehenen Zug nicht eingetroffen waren, es sich nicht nehmen lassen, ein zweites Mal den Bahnhof aufzusuchen. Wir waren über diesen freundlichen Empfang von Herzen froh und dankbar. Unterwegs zur Wohnung tauschten wir uns bereits über das Wichtigste aus. Wir passierten ein schönes, romantisches Stadttor, das Werthertor, und dann hatten wir auch schon das Haus Nr. 38 in der Wertherstraße erreicht, ein recht betagtes Gebäude mit vielen Türen im Inneren und mehreren Namensschildern. Siegels wohnten im 2. Stock. Nach der Vorderseite des Hauses befanden sich zwei ihrer Zimmer und die Küche, gegenüber vom Flur nach der Hofseite lagen zwei weitere Zimmer mit Veranda, alle möbliert mit ziemlich altknarrigen Stücken. Eine Korridortür, die die Räume zu einer Einheit verbunden hätte, gab es nicht. Den Flur mußten nämlich noch ein Ehepaar und ein lediger Handwerksgehilfe passieren, um zu ihren Räumlichkeiten zu gelangen. Für sämtliche Partien in diesem Geschoß gab es nur eine einzige, zudem ziemlich simple Toilette.

Nach dieser langen Tagesreise war für uns zunächst nur wichtig, ein Dach über dem Kopf zu haben und endlich ruhen zu können. Renate hatte erstaunlich gut durchgehalten, gegen Ende zu allerdings immer zappeliger werdend. Kaum in unserer künftigen Bleibe angekommen, fing sie ein fürchterliches Kräkelkonzert an, bei der Ungeregeltheit des Tageslaufes indessen eine verständliche Reaktion. Frau Dr. Siegel zeigte denn auch Nachsicht und Geduld. Wir verabredeten schließlich, alle erforderlichen Umräumereien erst am nächsten Tag vorzunehmen und uns für die Nacht mit einem Provisorium zu behelfen. Was hatte dieser 10. Dezember 1955 doch für Veränderungen bewirkt: Früh noch auf dem Boden der Insel Westberlin, umklammert vom SED-Staat, dann kurze Inaugenscheinnahme meiner möglicherweise künftigen beruflichen Wirkungsstätte und wohl auch unseres späteren Wohnorts Hannover und nun zum späten Abend ein ganzes Stück westlich des Rheins, so weit westlich, wie es zuvor außerhalb jeglichen Gedankenfluges gestanden hatte! Das alles benötigte zu seiner inneren Bewältigung schon noch einiger Zeit mehr, als diese nächtliche Stunde gewähren konnte.

Als wir am nächsten Morgen das Nachtlager aufhoben, war Frau Dr. Siegel, eine streng gläubige Katholikin, bereits von der Frühmesse zurückgekehrt. Nun lernten wir auch Thomas, ihr drei Jahre altes munteres Söhnchen, kennen. Sie selbst sei, erklärte sie uns, in Nordhausen geboren, doch stammten ihre Eltern aus dem Rheinland. Vom vierten Lebensjahr bis 1953 habe sie in Leipzig gewohnt, dort Zahnmedizin studiert und in diesem Fach auch promoviert. Wegen

politischer Schwierigkeiten, die ihrem an der Deutschen Bücherei tätigen Manne erwachsen seien, hätten sie beide Leipzig im Jahr 1953 verlassen. Nach Münstereifel seien sie gelangt, weil ihr Mann, da er in seinem Beruf noch nicht hatte unterkommen können, am hiesigen Gymnasium eine Aushilfsstelle erhalten habe. Mit Beginn dieses Jahres sei er aber in den bibliothekarischen Dienst zurückgekehrt und nun an der Bibliothek des Deutschen Patentamts in München beschäftigt. In der bayerischen Hauptstadt bestünde wohl auch Aussicht, demnächst eine eigene Wohnung beziehen zu können. Im Frühjahr 1955 hatten Siegels einen schweren Schicksalsschlag hinnehmen müssen. Da war ihnen ihr neugeborenes zweites Kind, eine Tochter, schwerbehindert nach nur kurzer Lebenszeit wieder entrissen worden. So beherrscht, zielklar, in Worten wie Gesten bemessen sich Frau Dr. Siegel auch gab, ließ sich doch nicht übersehen, daß diese tragische Lebenserfahrung ihr noch immer innerlich stark zu schaffen machte.

Der Sonntag verging so ziemlich mit Umräumen und Einrichten. Herr Dr. Siegel hatte sein nächstes Kommen aus München erst für Weihnachten angesagt. Daher war ich die einzige männliche Arbeitskraft. Die beiden straßenseits gelegenen Stuben durften wir nun übernehmen. Die hintere sollte als Schlafzimmer dienen. Sie war nicht heizbar. Lediglich ein Ofenzug führte von der vorderen Stube aus hindurch. Sämtliche vorhandenen Möbelstücke, durchweg alter Herstellungsart und dementsprechend massiv, gehörten der Hauswirtin. Das Haus - dies erfuhren wir allerdings erst wesentlich später - sei schon im 16. Jahrhundert errichtet worden und würde jetzt unter Denkmalschutz gestellt werden, sofern sich die Besitzerin entschließen könnte, das alte Fachwerk unter dem Verputz wieder freilegen zu lassen. Früher hätte es einmal als katholisches Mädchenpensionat gedient und wegen seiner Widmungsinschrift "im süßen Namen Jesu" von den Bewohnern Münstereifels die heute noch gebräuchliche Kurzbezeichnung "Süßer Name" erhalten.

Als vormaligen DDR-Bürgern war uns anezogen, die polizeiliche Anmeldung nach einem Ortswechsel möglichst umgehend zu erledigen. Daher galt unser erster Gang am Montag morgen dem Ordnungs- bzw. Einwohnermeldeamt im Rathaus des kleinen Städtchens. Wir benutzten die Gelegenheit, uns anschließend ein wenig in unserem neuen Wohnort umzusehen. Zum damaligen Zeitpunkt trug er in seinem Namensschild noch nicht, wie heute, das Präfix "Bad", doch als Kneipp-Kurort mit entsprechenden Einrichtungen war er bereits ausgewiesen und anerkannt. Auf einer Anhöhe oberhalb des Stadtkerns befanden sich ein städtisches Kneipp-Kurhaus und ein zweites unter geistlicher Leitung stehendes, das Josefsheim. An mehreren Stellen luden Wassertretbecken zur aktiven Betätigung im Sinne Sebastian Kneipps ein. Und am Eingang des Schleidts war ein weiträumiger Kurpark ganz neu angelegt worden. Schmunzeln mußten wir über einige Werbeschilder mit kernigen Sprüchen wie diesem:

Auch dem altersschwachen Leib
hilft eine Wasserkur nach Pfarrer Kneipp.

Das Städtchen selbst mochte 3000 bis 4000 Einwohner in seinen Mauern bergen. Das ist keine poetisch gewählte Umschreibung. Tatsächlich bestand die alte Stadtmauer mit Wallgraben noch über weite Strecken und bot zusammen mit den erhalten gebliebenen Stadttoren, von denen wir das schönste, das Werthertor, schon bei unserer Ankunft passiert hatten, einen höchst malerischen Anblick. Nimmt man die z.T. wunderschönen alten Fachwerkhäuser, die den Krieg unverseht überdauert haben, hinzu, die engen Straßen, das rötlich getünchte, gotische wie Renaissance-Stilmerkmale in sich vereinende Rathaus, die uralte romanische Münsterkirche, ein Ebenbild von St. Pantaleon in Köln, und schließlich die rechts des Fließchen Erft die Stadt überragende Burgruine, dann ist die Bezeichnung Klein-Nördlingen oder Klein-Dinkelsbühl gewiß nicht zu weit hergeholt. Trotz seiner geringen Einwohnerzahl hatte Münstereifel von Alters her Stadtrechte besessen und trug im Inneren durchweg kleinstädtischen Zu-

schnitt mit zahlreichen Geschäften für jeglichen Bedarf. Neben der Münsterkirche bestand noch eine Jesuitenkirche mit anschließendem Ordensbau, nun als St. Michael-Gymnasium genutzt. Die Internatsschüler wohnten außerhalb des Stadtkerns im Erzbischöflichen Konvikt. Ein Ursulinen-Kloster und das von ihm geleitete St. Angela-Kindererholungsheim verstärkten noch den Eindruck der katholischen Vorherrschaft.

An der Wertherstraße, in die wir zum Schluß des Rundgangs wieder einbogen, beeindruckte uns vor allem, daß zwischen ihr und dem Fließchen Erft kaum noch ein Fleckchen frei geblieben war. An einigen Stellen hing der Gehsteig sogar regelrecht über dem Flußbett. Eine Ortsumgehungsstraße gab es damals noch nicht. Der gesamte Bundesstraßenverkehr verlief noch mitten durch die Stadt, und so kam es zuweilen auch mal zu Staus und Engpässen, wenngleich die Eifel zu den am dünnsten besiedelten Gebieten Deutschlands gehört und sich das damalige Verkehrsaufkommen mit dem heutigen nicht vergleichen läßt. Der "Süße Name" berührte nicht unmittelbar die Wertherstraße, sondern lag etwas zurückgesetzt hinter einem Vorgarten.

Für unsere neuen Personalausweise mußten wir uns übrigens noch Paßbilder besorgen. Wir suchten drum am Nachmittag ein Fotoatelier auf. Zu unserer Überraschung waltete hier eine schon recht betagt anmutende Oma des Amtes. Obwohl sich die sprachliche Verständigung, verstärkt durch ihre Schwerhörigkeit, nicht gerade einfach gestaltete und auch die gesamte Inneneinrichtung eher ins vorige als in dieses Jahrhundert verwies, fiel das Ergebnis dann doch recht zu unserer Zufriedenheit aus. Unser beider Konterfeis schienen jedenfalls wesentlich optimistischer in die Zukunft zu blicken als jene, die zuvor die DDR-Ausweise geziert hatten.

Um in den Genuß des mir nach dem Ausscheiden aus dem Flüchtlingslager zustehenden Arbeitslosengeldes zu gelangen und das für die berufliche Bewerbung erforderliche amtsärztliche Gesundheitszeugnis zu erhalten, blieb kein anderer Weg, als am Morgen des folgenden Tages in die zuständige Kreisstadt Euskirchen zu fahren. Nachdem ich das dortige Arbeitsamt gefunden hatte, wurde mein Antrag zwar entgegengenommen, doch mir zugleich bedeutet, erst kurz vor Mittag mit der weiteren Behandlung des Falles rechnen zu können. Die Zwischenzeit benutzte ich, mich im Gesundheitsamt der vorgeschriebenen Untersuchungsprozedur zu unterziehen. Zu meinem Schmerz waren DM 7.- hierfür zu entrichten. Solch ein Gebühreneinzug war mir aus DDR-Zeiten unbekannt. Erst am frühen Nachmittag traf ich wieder in Münstereifel ein.

Als wir schon eine reichliche Woche in Münstereifel lebten, empfangen wir eine Grußkarte aus Weimar mit dem Rietzschelschen Goethe- und Schillerdenkmal als Vorderansicht, dazu den Zeilen: "Nicht nur Schiller und Goethe grüßen, auch Hedl und Kleinchen kurz vor Abgang des Zuges". Schreiberin war keine andere als Elsbeth, unser Waldenburger Hausfaktotum. Mit Hedl hatte sie meine Schwiegermutter (Hedwig Ernst) und mit Kleinchen sich selbst wegen ihrer geringen Körpergröße bezeichnet. Offensichtlich war beiden die angestrebte Auflösung unseres Weimarer Haushaltes gelungen. Näheres hierüber berichteten uns Elsbeth und teilweise auch meine Schwiegermutter erst später, doch dürfte es sinnvoll sein, gleich an dieser Stelle zusammenfassend zu schildern, wie diese Aktion vonstatten gegangen ist.

Am Donnerstag abend, 15. Dezember, hatten sich die beiden, meine Schwiegermutter von Leipzig, Elsbeth von Waldenburg kommend, am Oberweimarer Bahnhof getroffen, vom Gepäckschalter die dorthin adressierten leeren Reisekörbe abgeholt und sich dann in unsere glücklicherweise noch nicht angetastete Wohnung in der Bodelschwinghstraße begeben. Da sich niemand im Hause blicken ließ, konnten sie ungestört an das Ausräumen der Schränke und Verstauen der Sachen gehen. Bis tief in die Nacht hinein blieben die beiden am Werken. Nach kurzem Ruhelager auf unserer Doppelbettcouch ging es in aller Frühe am nächsten Tag weiter. Als es sich oben und unten im Hause zu regen begann,

entschlossen sie sich, die Hauswirtin, Frau Schröter, in Kenntnis zu setzen. Den letzten Stand der Entwicklung verschwiegen sie dabei freilich. Nur so viel gaben sie bekannt, daß ich "rüber" sei, Elfriede sich in Markkleeberg aufhalte und die Sachen gern dorthin haben möchte, wegen der Kleinen nur nicht selbst hierher hätte kommen wollen. Die Mitteilung über meine "Republikflucht" löste bei der Eigentümerin offensichtlich keine große Überraschung aus. Hätte sie sich beinahe gedacht, bemerkte sie nur, um wenig später zu gestehen, sich inzwischen schon in der Landesbibliothek nach mir erkundigt und dort die Auskunft erhalten zu haben, ein Schreiben des Herrn Fleischhack sei "von drüben" bei ihnen eingegangen. Die Frage meiner Schwiegermutter, ob sie denn dieser Sache wegen schon auf dem Wohnungsamt gewesen sei, verneinte sie, fügte aber sogleich hinzu, Wentzels, also ihre Tochter und ihr Schwiegersohn, hätten dort allerdings bereits vorgesprochen. Selbige traten wenig später in Erscheinung. Meine Schwiegermutter muß mit ihrer Fragerei ziemlich insistierend auf sie eingedrungen sein; denn nach anfänglichem Leugnen - so Originalton Elsbeth -

stotterte sie [Frau Wentzel], ihren Mann hilfeflehend ansehend, nun ja, nicht direkt, nur mit dem Mann, der da war und räumen lassen wollte oder beschlagnahmen, sie hätten sich da(gegen) aber eingesetzt, das ginge nicht, die Frau wäre doch noch auf dem Boden der DDR.

Bestand schon in der Zeit unseres dortigen Wohnens grimmige Feindschaft zwischen beiden Parten, so daß es größter Umsicht unsererseits bedurft hatte, es mit keiner Seite ganz zu verderben, geriet der andauernde Hader bei der Wohnungsräumung regelrecht zur Eskalation. Frau Schröter beteuerte meiner Schwiegermutter und Elsbeth gegenüber, Wentzels hätten sich an unseren Kohlenvorräten vergriffen, letztere bestritten dies energischst. Herr Wentzel erwies sich sogar als recht hilfsbereit, indem er die Lampen und die Gardinenstange abmontierte und den großen Schrank zerlegte, das den beiden so glatt und rasch wohl kaum gelungen wäre. Nachdem oben im Wohnraum und in der Küche soweit alles gerichtet war, kam der Kellerverschlag an die Reihe. Hierzu Elsbeth:

Na, das war das reinste Drama. Einmal erschien Frau Schröter, einmal Frau Wentzel. Allemal in Abwesenheit der anderen wurde die(se) runtergeputzt nach Strich und Faden. Jede behauptete, ach, wie die maust, vor der nehmen Sie sich in acht. Jede versuchte, soviel als möglich zu errappen. Amüsant war's, wenn beide Kampfhennen zugleich auf dem Plan waren, da flogen bloß so die Augen 'rum wie 'num, leuchteten beinahe vor Begierde oder gegenseitig ausgespiener Gehässigkeit auf. Man hätte getrost das Licht auslöschten können und hätte noch genug gesehen. ... Nun ging's wieder nach oben (wir hatten insgesamt 14 Säcke geladen, den größten Teil Bricketts, 2 Sack Holz und ein paar Säcke Kartoffeln, der Rest wurde verteilt). ... Oben dasselbe noch mal, da ging es um die Schlüssel, jeder wollte sie haben, jeder behauptete, ein Recht darauf zu haben. Da stellte sich auf einmal 'raus, daß beide Parteien doch auf dem Wohnungsamt gewesen waren. (Frau Wentzel:) 'Ich möchte bloß wissen, zu was die den Raum haben will, na, die kriegt nicht recht, wir haben Anspruch drauf, mein Mann braucht ihn als Büro.' 'Büro', kreischte die Alte auf, 'Schieberbüro, ja Schieberbüro, na, die kriegen nicht recht, ich bin die Besitzerin.' Dann ging's genauso mit dem Küchenherd. Jede wollte ihn gern haben, jede behauptete, zu was braucht denn die den Herd. Um jede Flasche, jede Schachtel, die wir nicht einpacken konnten, entbrannte so ein erbitterter Kampf. Wären es nicht Eure Sachen gewesen, so hätte man sich köstlich amüsieren können.

Als Herr Wentzel mal verschwunden war, witterte dessen Schwiegermutter sogleich, er sei auf das Wohnungsamt gegangen, um dort gleich alles zu seinen Gunsten einzufädeln. Soll doch lieber auf Arbeit gehen, giftete sie. Später war sie selbst für einige Zeit abwesend. Da stand für ihre Gegner umgehend fest, die oben sei bestimmt zum Polizisten gegangen, ein paar Häuser weiter, ihrem neuesten Freund, da klatsche sie dann alles aus und ganz Oberweimar wisse danach Bescheid.

Erst nach Mittag trafen nach mehreren telefonischen Anmahnungen die auf 10 Uhr bestellten Möbeleräumer ein, doch wickelten sie das Verladen dann innerhalb

nur einer Stunde ab. Das gerettete Inventar ging nun auf die Fahrt nach Markkleeberg. Die Kücheneinrichtung und Elfriedes Bücherschrank übernahmen meine Schwiegereltern, die anderen Möbelstücke und einige größere Gegenstände, wie mein Fahrrad, konnten sie später einigermaßen günstig veräußern. Geschirr, Wäsche und kleinere Hausratsartikel schickten sie uns nach und nach auf dem Postweg zu, so daß vieles von dem bereits Verlorengeglaubten doch noch in unsere Hände zurückgelangt ist. Viel Mühe und zahllose Wege zum Postamt waren für meine Schwiegermutter damit verbunden, zumal die Kontrollstellen in kleinlicher Auslegung der Bestimmungen mehrfach Sendungen beanstandet und wieder dem Absender zugeleitet hatten. Da pro Monat an einen westdeutschen Empfänger nur eine Sendung zu schicken erlaubt war, mußte sich meine Schwiegermutter wechselnder Absendernamen bedienen, von denen in Leipzig allerdings kein Mangel bestand. Eine Beschlagnahme des Warengutes ist nach unserer Erinnerung in keinem Fall erfolgt.

Nachdem meine Schwiegermutter und Elsbeth den hartumfehdeten Kampfplatz Bodelschwinghstraße 87 in Oberweimar erfolgreich verlassen und sich per Taxi zum Weimarer Bahnhof begeben hatten, trennten sich dort ihre Wege. Mit dem riesigen Spankorb, der eine Schreibtischlampe, Steppdecke, Zubett, unseren Radioapparat und noch einige Kleinigkeiten in sich barg und den Elsbeth als Handgepäck (!) nach Waldenburg befördern wollte, war die kleine Person allerdings entschieden überfordert. Man bedenke, was für einen Umfang und was für ein Gewicht Radiogeräte damals gegenüber den heutigen hatten! Bei Abfahrt des D-Zuges in Weimar verlief noch alles reibungslos. Ein Mann half Elsbeth, den Korb im Gang abzusetzen. Sie selbst begab sich in ein Abteil. Dann aber - ich zitiere wörtlich aus Elsbeths Brief -

brach das Ungewitter los. Als erste kam die Schaffnerin, den Kasten sehen, die Tür aufreißen und wütend 'reinrufen: Wem ist das Ding? Das muß weg. Ich war noch am Erklären, grad fertig, kommt die Kellnerin, wiederholt sich alles nochmal. Ein Herr kam mir zu Hilfe, setzte beide(n) zurecht, sie sollten doch Fahrgästen gegenüber freundlich sein. Nach [ihren] Einwendungen ließ er die Augen rollen, sie sollten sich ordentlich benehmen, er wäre Oberer vom Fach, sonst - na. Die beiden wurden auf einmal gedeege [sächs. Ausdruck für: unter Druck klein begeben; wird ausgesprochen: gedeeche], man wolle Abhilfe schaffen. Kaum sind beide fort, kommt der Kellner den Gang entlang, und zum Gaudium der Mitreisenden ging das Theater zum dritten Mal los: Kasten sehen, Tür aufreißen, losbrüllen. Ich brauchte gar nichts zu sagen, mein Helfer setzte sich wieder erfolgreich ein. Der Kasten wurde sorgsamst im Netz verstaut, sogar noch angebunden, und kurz vor Glauchau kam der Packer wieder und holte ihn 'runter. In Glauchau bemühten sich gleich 3 Zugbeamtinnen drum, setzten ihn behutsam an die Seite, und schon kam Deine Mutti. Sie hatte die Bahnhofsmmission in Bewegung gesetzt. Die Frau trug mit ihr das Radio bis zur Taxi.

Das war also noch mal ein Ausblick ins Sächsisch-Thüringische zu einem Zeitpunkt, an dem wir bereits unsere Zelte abgebrochen hatten und nicht mehr selbst die dort handelnden Personen waren. Immerhin ging es aber um unser zurückgelassenes Hab und Gut. Und da läßt sich nur sagen, daß trotz der so anschaulich und ausführlich geschilderten Schwierigkeiten das Rettungsunternehmen unter den damals bestehenden Gegebenheiten im Endergebnis kaum erfolgreicher hätte ausgehen können. Ist es ein vordringliches Anliegen dieser Aufzeichnungen, all jenen ein Wort des Dankes nachzurufen, die uns auf dem Weg in eine neue Zukunft mit Herz und Hand unterstützt hatten, so gebührt auch meiner Schwiegermutter und Elsbeths aufopferungsvollem Einsatz unbedingt ein ehrender Platz. Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, daß sich selbst ein DDR-"Oberer" - welcher Art auch immer - nach Elsbeths köstlicher Beschreibung sich dafür stark gemacht hatte, das Flüchtlingsgut aus der Gefahrenzone zu befördern.

Elfriede, ich und unser Renatenkind befanden uns also nun fernab von jenem Geschehen, fernab von Berlin, unserem ersten Fluchtpunkt, in einem abseits gelegenen, zwar recht romantischen, uns aber noch recht unvertrauten katholischen Eifelstädtchen, noch immer völlig unbemittelt und ganz und gar auf

die Versorgung durch unsere Quartiergeberin angewiesen. Auch wenn wir den Eindruck gewinnen mußten, daß Herr Dr. Siegel seine Frau über unser Kommen nur recht knapp informiert hatte, besteht kein Zweifel darüber, daß letztere uns bereitwillig und ohne Murren bei sich aufgenommen und in den Versorgungsplan mit einbezogen hat. Selbst wenn man berücksichtigt, daß während der Abwesenheit des Familienvaters die Mutter mit ihrem Thomas die gesamte Zimmerflucht in der Tat nicht benötigte, bedeutete unser Eindringen schon eine erhebliche Beeinträchtigung, was uns natürlich bewußt war und bedrückte. Es entsprach jedoch der Veranlagung von Frau Dr. Siegel, davon wenig Wesens zu machen. Sie hatte ihren festen Tageslauf: Besuch der Frühmesse, Kind wecken, anziehen, Frühstück bereiten, Wohnungsputz, Einkäufe erledigen, Gemüse für das Mittagessen zuputzen und auf den Herd stellen, vor dem Mittagessen ein Stündchen mit Thomas spazieren gehen. Nach Rückkehr wurden die Kartoffeln zum Kochen aufgesetzt, Thomas kam ins Bettchen. War alles gar, aßen die Erwachsenen. Ein Teil des Gemüses und der Kartoffeln wurde warm gehalten, dann zu einem Brei verstampft, den der kleine Kerl nach der Bettruhe vorgesetzt bekam. Er sträubte sich immer heftig mit Händen und Füßen gegen diese Abfütterung, doch kannte die Mutter kein Erbarmen. Die Ausgestaltung des Nachmittags ist uns weniger im Gedächtnis geblieben. Nach dem abendlichen Abwasch saßen wir für gewöhnlich noch etwas beisammen, doch fiel die Unterhaltung oft etwas einsilbig aus. In ihren persönlichen Mitteilungen wahrte Frau Dr. Siegel große Zurückhaltung. Obwohl Akademikerin, war sie in all ihren Lebensäußerungen, wie übrigens auch in der Kleidung, von betonter Schlichtheit geprägt. Sie begab sich auch fast immer frühzeitig zu Bett.

In unserer damaligen Situation blieb uns kaum anderes übrig, als uns - vom Besuch der Frühmesse abgesehen - diesem Tageslauf anzupassen. Selbstverständlich übernahmen wir Dinge wie Geschirr spülen, Hausputz, Kohlen aus dem Keller holen und ähnliche Verrichtungen, doch behielt die eigentliche Regie und die Ernährungsstrategie Frau Dr. Siegel fest in Händen. Was auf den Tisch kam, war von ausgesprochener Bescheidenheit: mittags, wie schon angedeutet, nur Gemüse mit einer kleinen Beigabe von Margarine (Marke Sanella), Fleisch nur an Sonntagen, freitags in der Regel Kochfisch, sonnabends angerührten Quark anstelle von Gemüse. Süßspeisen und Kompott waren verpönt. Zum Frühstück und zum Abendessen gab es das ortsübliche helle Brot. Die uns von Mitteldeutschland her gewohnten Mischbrote stellten die dortigen Bäcker überhaupt nicht her. Frau Dr. Siegel übernahm aber grundsätzlich nur solche Brote, die 14 Tage beim Bäcker gelagert hatten und inzwischen total ausgetrocknet waren. Damit die Zähne ordentliche Arbeit verrichten müssen, lautete ihre zahnärztliche Empfehlung. Ebenfalls der Zähne, vielleicht auch anderer gesundheitlicher Vorbehalte wegen gelangte auch keine Marmelade auf den Tisch, Honig war hingegen erlaubt. Und wozu Butter holen, wenn es Sanella-Margarine auch tat! Als Belag auf die zwei oder drei Abendschnitten gab es im wochenweisen Wechsel ein Rädchen Leberwurst bzw. ein Rädchen Teewurst, nie eine andere Sorte. Eine Scheibe Schnittkäse trat allerdings noch hinzu. Hier umfaßte die Skala der Möglichkeiten immerhin 3-4 Sorten.

Wir gestehen freimütig, an so karge, kalorienarme Kost von Hause aus nicht gewohnt gewesen zu sein. Das Nahrungsmittelangebot war zum damaligen Zeitpunkt in der DDR zwar noch immer mangelhaft, doch hatte man sich auf irgendeine Weise doch immerhin stets sattessen können. Hier aber verspürten wir, zumal wir zuvor in der letzten Berliner Woche mehrfach auf unsere Mahlzeiten hatten verzichten müssen und entsprechend abgemagert waren, regelrechten Hunger, der dem in der letzten Kriegs- und ersten Nachkriegszeit erlittenen ziemlich nahe kam. Gleichwohl brachten wir es, um nicht als undankbar oder gar unverschämt zu erscheinen, nicht übers Herz, um Aufbesserung zu ersuchen. Anfangs bestand unsererseits auch eher noch die Mutmaßung, Frau Dr. Siegel habe wegen unseres plötzlichen Erscheinens das Wirtschaftsgeld so stark strecken müssen, bis wir dahinter kamen, daß sie in dieser Hinsicht von ehernen Grundprinzipien

geleitet war. Dafür hielt uns keine Scheu davor zurück, bei unseren beiden Eltern für Weihnachten um ein schönes "Freßpaket" zu bitten. Wären Herrn Kampe und seinen SED-Getreuen, die sich in den politischen Schulungsstunden so ausgiebig über die zunehmende Verelendung im deutschen Westen verbreitet hatten, jene Bittzeilen zu Gesicht gekommen, so hätten sie sich vor Genugtuung über die Bestätigung ihrer Sprüche förmlich auf die Schenkel schlagen müssen.

Die Wahrheitstreue in der Berichterstattung gebietet es, nicht zu verhüllen, daß inmitten des Hilfreichen auch manches Ungewohnte, Unbequeme, ja Beeinträchtigende verkraftet sein will, doch sollte dies auch nicht überzeichnet werden. Auf's Ganze gesehen, waren wir bis jetzt und bis hierher wunderbar geführt worden, und unsere Aussichten für ein erfolgreiches Weiterkommen standen gewiß nicht schlecht. Als das wichtigste hatte zu gelten: Wir durften uns des Erhalts unserer Gesundheit erfreuen und unser Kind entwickelte sich allen Umstellungen und Umgewöhnungen zum Trotz gedeihlich weiter. So konnte Elfriede meinen Eltern im Brief vom 18. Dezember beruhigend mitteilen:

Da ich nun Kleinchens versorgt habe, will ich noch ein paar Zeilen anfügen. Macht Euch übrigens keine Sorgen um sie. Der Herr Papa hat eben doch nicht immer so viel Geduld, wie eine arme Mutti aufbringen muß. Leider sind zwar alle Versuche vergebens gewesen [Renate an das Trinken aus der Flasche zu gewöhnen], aber immerhin kann ich sie ja noch 3mal am Tage voll versorgen. Zwischendurch kriegt sie nun eben Zwieback- und Gemüsebrei. Am Dienstag ist hier evtl. Mütterberatung. Da bin ich gespannt, was Puppi jetzt wiegt. Im allgemeinen ist sie rundlich und munter wie immer und spielt mit ihrer Klapper.

Im folgenden Brief (vom 26. Dezember) ergänzte sie:

Ernst's Wünsche und Gedanken sind natürlich auch die meinen. Ich schließe mich ihnen herzlich an und will nun nur noch von unserem "Mäuslein" berichten, daß es ihm gut geht. Vor 8 Tagen auf der Mütterberatung wog sie 11 Pfund. Eine nette ältere Ärztin hat mir allerlei gegeben: Reismehl, Puder und Creme, Mittel ins Kinderbad, Öl für Milchschorf und anderes, für mich ein Nervenstärkungsmittel. Ich kam ganz bepackt nach Hause. Stillen kann ich sie nur noch 3mal. 2 Mahlzeiten kriegt sie Zwieback-Reisschleim-Brei mit 1/2 Milch, 1/2 Wasser, meist mit Apfelsinensaft oder auch Gemüsebrei. Den Milchbrei ißt sie besonders gern, dafür begreift sie aber nicht, aus der Flasche zu trinken. Die bisherigen 3mal funkte es wohl nur zufällig. Sie weint jetzt weniger, auch abends oft gar nicht, babbelt aber gern.

Ich selbst äußerte mich im gleichen Brief höchst beglückt: "An ihrem Vati hängt sie sehr, lächelt und lacht sogar schon richtig laut, wenn sie seiner ansichtig wird." Aber auch eine sorgenvolle Überlegung unterbreitete ich meinen Eltern:

Renate braucht nämlich jetzt eigentlich schon ein Kinderbettchen. Das Körbchen ist viel zu klein geworden. Sie stößt sich darinnen dauernd an Kopf und Gliedmaßen. So hat sie die Mutti jetzt dauernd nur im Kinderwagen, der ja einstweilen noch genügend Platz bietet. Wenn der Vati dann aber fort ist, kann die kl. Renate nicht mehr ausgefahren werden. Denn wer hebt dann den Wagen die sehr steilen Treppen herauf und hinunter? Nun weiß ich, daß Ihr noch so ein altes kl. Gitterbettchen auf dem Boden stehen habt. Wenn es zerlegbar ist, versucht es doch einmal, (es) per Bahn zuzuschicken. U.U. läßt sich so etwas wohl machen. Unsere Wirtsleute haben auch das Bettchen für den kleinen Thomas auf diesem Wege bekommen.

Am Montag, 19. Dezember, hatte ich mich 11 Uhr bei der Stempelstelle für die ALO (in meinem Fall: Arbeitslosenfürsorgeunterstützung) in Münstereifel einzufinden. In einem Hinterhof wartete ein ganzer Trupp Berechtigter auf Einlaß. Ich gesellte mich hinzu, ohne daß jemand Notiz davon zu nehmen schien. Hatte ich mir - nicht zuletzt unter dem Einfluß der politischen Schulungsstunden und der politischen Reden und Rundfunkkommentare im SED-Staat - unter Arbeitslosen verhärtet und bekümmert dreinblickende Gesichter vorgestellt, wurde ich hier eines ganz anderen belehrt. Lauter munter daraufflosschwadronierende und lachende Gesellen umgaben mich, teilweise ihre Glimmstengel in die Gegend paffend, die meisten motorisiert eingetroffen, zwar in der Regel noch nicht in vierrädrigen Karossen, wohl aber auf Kfz-Rädern oder

-Rollern. Eine sonderliche Notsituation war ihnen nicht anzumerken. Tatsächlich handelte es sich, wie ich später erfuhr, bei diesen Leuten zumeist um Maurer und andere Bauarbeiter, die an saisonbedingte Tätigkeit mit Winterruhepause gewohnt waren. Doch nicht nur der geschilderte Eindruck irritierte mich, sondern auch der, daß ich von ihrer Unterhaltung so gut wie kein Wort akustisch aufzunehmen vermochte. Ich fühlte mich plötzlich zurückversetzt nach Kulm an der Weichsel im Frühjahr 1944, meinem Dienort beim RAD (Reichsarbeitsdienst), in einem damals zu Deutschland gehörenden Gau, wo die meisten Leute indessen polnisch oder einen Mischdialekt sprachen. Befand ich mich denn wirklich in Deutschland hier?

Der Zeitpunkt der Einbestellung war weit überschritten, als ein Bediensteter heraustrat, mit einer energischen Handbewegung Ruhe gebot und dann betont langsam, fast buchstabierend aufrief: "F-l-e-i-sch-h-a-ck, E-r-n-s-t". Irgendwie schien ich eine Art Sonderfall zu sein, der ihnen in Münstereifel so noch nicht untergekommen war. Ich erhielt auch noch kein Geld in die Hand gedrückt, sondern nur eine Anweisung für die Zahlstelle bei Post oder Bank. Als Auszahlungstag für die ersten "West-Mäuse" habe ich mir jedenfalls Mittwoch, 21. Dezember, notiert. Nach altem Brauch hätte man darauf spucken müssen. Das anfängliche Glücksgefühl bei der Entgegennahme schlug allerdings rasch in Enttäuschung um, erhielt ich anstelle der erwarteten DM 38.70 doch nur DM 25.80 ausgezahlt. Als Ausgangsdatum der Berechnung hatte man nicht den Tag der Einreise, sondern erst den 15. Dezember zugrundegelegt. Angesichts unserer Verschuldungssituation und unserer bisherigen Auslagen war mit dem erhaltenen Geld nicht allzu viel in Gang zu setzen. Dennoch konnten wir, nachdem wir uns vordem mehrfach schon die Nasen an den Scheiben der reichdekorierten und vollgeladenen Lebensmittelgeschäfte plattgedrückt hatten, nicht widerstehen, uns ein Päckchen Knäckebrot und ein halbes Stück Butter zu kaufen. Bei der Anforderung nur eines halben Stückes streifte uns zwar ein etwas schräger Blick des Ladeninhabers, doch erhielten wir das Gewünschte. Beides wanderte zu Hause in die hintere untere Ecke des Kleiderschranks, um es dem Blickfeld unserer Quartiergeberin zu entziehen. Endlich konnten wir uns, wenn der Magen recht knurrte, eine geheime kleine Zusatzlabe gestatten. In meiner Erinnerung steht auch noch - es dürfte allerdings zu einem späteren Zeitpunkt gewesen sein - der Erwerb der ersten Pampelmuse. Mal eine dieser riesigen gelben, vordem noch nie gesehenen Früchte zu probieren, erschien uns doch gar zu verlockend. Durch unsere Einfalt verdarben wir uns aber den ganzen Genuß, hatten wir doch geglaubt, das Ding kochen zu müssen.

Mittlerweile stand das Weihnachtsfest vor der Tür. Am Schmuckgewand der Geschäfte war dies zu erkennen, erst recht am lichterbestückten Christbaum auf dem Marktplatz. Es belustigte, rührte mich zugleich aber auch an, als ich in einer unbelebten Nebenstraße dort ansässige Kinder beobachtete, die - wie zu Großmutters Zeiten - sozusagen aus Spaß an der Freude alte Nikolaus- und Weihnachtslieder vor sich hinträllerten. Wo war so etwas andernorts noch anzutreffen? Wir selbst holten etwas Tannenreisig aus dem nahen Wald herbei, Elfriede ordnete die Zweige und drapierte sie mit Watte.

Ein oder zwei Tage vor dem Fest traf Herr Dr. Siegel aus München ein. Endlich war es so weit, daß wir dem Mann, der unserem Flüchtlingsschicksal eine so entscheidende Wendung ermöglicht hatte, die Hand reichen konnten. Am erstaunlichsten an der ganzen Geschichte ist ja wohl die Tatsache, daß Herr Dr. Siegel und ich uns zwar durch die Zugehörigkeit zur gleichen Dienststätte, der Deutschen Bücherei in Leipzig, kannten, aber nicht in unmittelbarer persönlicher Beziehung zueinander gestanden hatten. Ich gehörte wohl bereits einige Monate als Praktikant für den gehobenen Dienst der erwähnten Bibliothek an, als 4 oder 5 Referendare eintraten, um nach einjährigem Volontariat das Abschlußexamen für den wissenschaftlichen Bibliotheksdienst, das sog. zweite Staatsexamen, abzulegen. Unter ihnen befand sich Dr. Heinz Siegel. Er hatte katholische Theologie studiert und bereits promoviert. In altsprachlichen

Fächern war er besonders kundig, aber auch im Fachgebiet der Leibeserziehung. Als Angehöriger des Jahrgangs 1916 hatte er mehrere Jahre dem Kriegseinsatz opfern müssen. Ein Fuß war durch Granatverletzungen so stark verstümmelt oder gar amputiert worden, daß er einen Spezialschuh tragen mußte. Beim Gehen schritt er zwar rüstig aus, doch blieb die Behinderung erkennbar. Als gebürtiger Berliner sprach er -wenn auch keinesfalls aufdringlich - den Dialekt seiner Vaterstadt. Wie er einmal sagte, weise eine Vorfahrenreihe ins Böhmisches (Sudetenland). Das mag wohl auch seine Konfessionszugehörigkeit erklären.

Muteten seine figürliche Erscheinung und die Gesichtspartie fast ein wenig starkknochig an, so gaben der wache Verstand und der dem Gesprächspartner stets freundlich zugewandte Blick seiner Augen zu erkennen, daß die rauhe äußere Schale doch einen ganz anders gearteten Kern barg. In seiner frisch zupackenden Fröhlichkeit fand ich für meinen Teil diesen Dr. Siegel jedenfalls von Anfang an recht sympathisch, und so hatte ich mich auch darüber gefreut, daß er nach erfolgreichem Examen an der Deutschen Bücherei als wissenschaftlicher Bibliothekar tätig bleiben konnte. Dienstlich kamen wir aber faktisch nicht miteinander in Berührung, da wir in dem riesigen Hause beide einer anderen Abteilung angehörten. Lediglich die Gründung einer Tischtennisgemeinschaft im Rahmen des von offizieller Seite gewünschten und angefachten stärkeren gesellschaftlichen Betätigungsdranges der Mitarbeiter führte uns ein wenig näher. Dr. Siegel organisierte und leitete diese Gruppe. Trotz seiner Fußverletzung spielte er selbst ganz hervorragend und besetzte bei Vergleichskämpfen mit anderen Vertretungen - etwa dem Krankenhauspersonal St.Jakob, der Rundfunkanstalt oder der Leipziger Kommissions- und Großbuchhandels-Gesellschaft - die zweite oder dritte Position, während ich über die Rangstufe sechs nie hinausgekommen war. Wie an früherer Stelle schon angedeutet, gab es sonst nur noch eine Verbindung durch die gemeinsame Mitgliedschaft in der CDU. Die Betreuung der Angehörigen dieser Partei innerhalb des Betriebs - eine Gruppe im formellen Sinne bestand eigentlich gar nicht - versah er nur stellvertretend, doch begegneten wir uns wohl ein oder zweimal bei Mitgliederversammlungen unseres zuständigen Ortsverbandes in Leipzig-Stötteritz. Nach meiner Übersiedlung nach Weimar bestand keinerlei Beziehung mehr. Lediglich von dritter Seite vernahm ich ein Jahr später, nun habe man auch Dr. Siegel hinausgeekelt und er sich mit Frau in den Westen abgesetzt.

Mit der Ankunft des Familienoberhaupts gelangte einige Belebung in den bisherigen Tagestrott. Herr Dr. Siegel kümmerte sich sofort um seinen Thomas, tätigte etliche Einkäufe und sorgte für einen zünftigen Weihnachtsbraten, den er dann auch eigenhändig in der Pfanne zurechtbrutzelte. Als das eigentliche Fest begann, fanden wir einen schön gefüllten Teller vor mit Apfelsinen, Nüssen, Keksen und Lebkuchen. Darüber freuten wir uns natürlich sehr. Siegels hatten auch einen kleinen Christbaum gerichtet. Und am Heiligen Abend saßen wir unter seinem Kerzenschein bei wohligh brennendem Ofen in "unserer" Wohnstube bis in vorgerückte Stunde mit ihnen plaudernd beisammen. Hinsichtlich des Gottesdienstbesuchs sprachen wir uns wohl mit Siegels ab. 17 Uhr am Heiligen Abend besuchten Elfriede und ich gemeinsam die evangelische Christvesper. Münstereifel war zwar ein stockkatholischer Ort, namentlich durch Vertriebene aus den deutschen Ostgebieten hatte sich aber auch hier eine evangelische Gemeinde gebildet, die über Münstereifel hinaus einen weiten Einzugsbereich besaß, aber noch kein Gotteshaus ihr eigen nennen konnte. Ihre Zusammenkünfte fanden deshalb in der Kapelle des Konvikts, das außerhalb der Stadtmauer lag, statt. Am letzten Adventssonntag hatte ich dort schon an einem Gottesdienst teilgenommen. Es berührte etwas eigenartig, von der im geschlossenen Nonnengewand amtierenden katholischen Pförtnerin unter kritisch-musterndem Blick zu einem evangelischen Gottesdienst eingelassen zu werden. Am 1. Feiertag hüteten wir Wohnung und Kinder, damit Siegels beide ihrem Hochamt beiwohnen konnten.

Den evangelischen Ortspfarrer schilderte ich in einem Brief an meine Eltern als "einen dicklichen, etwas behäbigen, glatzköpfigen älteren Herrn altpastöralichen Stils, wahrscheinlich ganz gemütvoll, der aber das Innerliche weniger zu wecken vermag". Möglicherweise tat ich ihm mit dieser Abschätzung Unrecht, doch vermochte die Art seines Predigens den Gottesdienstbesucher wirklich nicht gerade vom Hocker zu reißen. Zu einem persönlichen Anschluß oder zu einem Besuch durch ihn ist es überdies nie gekommen. Stark beeindruckte mich hingegen die Predigt am 2. Weihnachtsfeiertag, die im Austausch ein eher zu den Jüngeren zählender Pfarrer aus Euskirchen über Tit. 2,11 ff. hielt, eine völlig unpathetische, schlichte und wirklich wegweisende Auslegung. War die Christvesper am Heiligen Abend von über 150 Personen besucht, so der Gottesdienst am 2. Feiertag immerhin noch von ca. 60 Personen, ein Zeichen dafür, daß die Zahl der Evangelischen hier so erdrückend niedrig nun doch nicht sein konnte. Eine eigene Kirche befand sich übrigens, solange wir in Münstereifel wohnten, im Bau, ganz in der Nähe der alten Stadtmauer und mit dem Stadtbild nicht unbedingt harmonierend. Die Einweihung des Gebäudes sollten wir jedoch nicht mehr erleben.

Naheliegenderweise wanderten unsere Gedanken an diesen weihnachtlichen Tagen oft zu unseren Lieben in der alten Heimat. Wie deren Briefe bezeugten, galten uns "in der Fremde" die gleichen Empfindungen. Die neuerliche Erkrankung meines Schwiegervaters beunruhigte uns. Gerade als meine Schwiegermutter mit Elsbeth die Haushaltsauflösung in Weimar besorgte, hatte er das Bett aufsuchen und ohne fürsorgliche Betreuung darin verharren müssen. Angesichts unserer Finanzlage war es uns nicht möglich gewesen, auch nur eine Kleinigkeit nach Hause zu senden. Selbst Brief- oder Kartengrüße an den weiteren Verwandten, Freundes- und Bekanntenkreis hatten wir mit der Absicht, dies im neuen Jahr nachzuholen, jetzt unterlassen. Wir baten unsere beiden Eltern, die gerettete Kücheneinrichtung bzw. den Radioapparat nicht als Aufbewahrungsgut, sondern als unsere Zuwendung an sie zu erachten und in Gebrauch zu nehmen.

Zum Fest selbst hatte uns von drüben noch keine Paketsendung erreicht. Am Mittwoch, 28. Dezember, trafen dann aber gleich drei an der Zahl ein. Paket Nr. 1 enthielt eine von meiner Schwiegermutter in aller Eile und trotz Vaters Erkrankung noch selbstgebackene gewichtige Christstolle. Nr. 2 erreichte uns zwar aus Waldenburg, hatte aber bereits einen abenteuerlichen Weg hinter sich. Eine derzeit in Heidelberg lebende Studentin aus Elfriedes vormaligem Markkleeberger Jugendkreis hatte ihr den aus div. Lebensmittelpackungen bestehenden Inhalt zugedacht und in Unkenntnis unserer Flucht an die Weimarer Adresse gesandt. Von Frau Schröter war das Päckchen dann nach Waldenburg weitergeleitet worden. Was das dritte Paket in sich barg, hatten uns meine Eltern schon signalisiert: ein fabrikneues Paar Straßenschuhe aus einer westdeutschen Zuwendung für kirchliche Mitarbeiter im Osten. Sie waren natürlich für meinen Vater bestimmt gewesen. Da ich aber die gleiche Größe wie er habe, wollte er sie mir, als ich noch in Berlin weilte, vererben, doch war es nach den geltenden Bestimmungen unstatthaft, neuwertige Waren in den Westen zu schicken. So sollte das Paar von einer Leipzigerin, die Helga Jacob in Westberlin zu besuchen beabsichtigte, mitgenommen und bei dieser abgeliefert werden. Wegen einer Erkrankung hatte sich der geplante Besuch jedoch verzögert, Inzwischen hielten wir uns schon nicht mehr in Berlin auf. Unmittelbar nach dem Empfang des Paares hatte sich Helga in meinem Dahlemer Wohnheim nach unserer jetzigen Adresse erkundigt und diese dort tatsächlich auch in Erfahrung gebracht. Ihr Paket erhielt dann nicht nur das ominöse Warengut, sondern auch noch einige leckere Zutaten sowie freundliche und aufmunternde Briefzeilen. Würdigt man die äußeren Bedingungen und Umstände dieser drei Sendungen mußte es uns beim Empfang doppelt warm ums Herz werden. Das erbetene "Freßpaket" aus Waldenburg traf übrigens einen Tag später bei uns ein und löste natürlich ebenfalls große Freude aus. Beglückt waren wir ferner, als wir uns unsere bei der Fußkälte dringend benötigten Filzschuhe überstülpen konnten.

Da wir bis jetzt nur von Dr. Siegels Kohlevorräten partizipieren konnten, hatten wir immer sparsamst gefeuert. Im Gegensatz zur Situation im Zonenstaat schien der Bezug von Briketts hierzulande keine Schwierigkeit zu bereiten. Herr Dr. Siegel hatte jedenfalls zum Jahresende eine ansehnliche Ladung bestellt, die wir am Morgen des 30. Dezember gemeinsam eintrimmten. Auch zerstückelten wir den Rest des vorhandenen Holzes und schichteten die Scheite. Im weiteren Verlauf des Winters sollte die Brennstoffversorgung hier wie auch in Hannover allerdings noch zu Engpässen führen. Von wenigen Tagen mit leichtem Frost abgesehen, hatte den ganzen Dezember über noch relativ milde Witterung, oft allerdings mit Regen untermischt, geherrscht. Sobald die Sonne mal hervorlugte oder es zumindest trocken zu bleiben versprach, benutzten Elfriede und ich die Gelegenheit, ins Freie zu gehen und unser Kindchen auszufahren. Schließlich konnte ein bißchen Frischluft seiner weiteren Entwicklung nur förderlich sein. Lagen in der ersten Zeit die Ziele unserer Ausfahrten überwiegend im Stadtbereich, suchten wir später auch etwas weiter entfernt liegende auf. Dabei machten wir Bekanntschaft mit einer deutschen Landschaft, die uns bis dahin kaum etwas bedeutet hatte. Als elf- bis dreizehnjährigem Jungen war für mich vor Kriegsbeginn die Eifel eigentlich nur in Verbindung mit dem aufregenden Nürburgring, auch Eifelring genannt, ein Begriff, wo ein Bernd Rosemeyer oder ein Rudolf Caraciola mit ihren Silberpfeilen Rekordrunden drehten. Eindruck gemacht hatte mir aber auch ein größeres Lehrbild, das im Anschluß an den Geographieunterricht einige Zeit an der Wand unseres Klassenzimmers hing und das das einsam gelegene Weinfelder Maar, einen der für dieses Gebirge charakteristischen Kraterseen, zeigte. Hingewiesen wurden wir in einer Unterrichtsstunde auch mal auf das Schaffen der Dichterin Clara Viebig, deren Romane und Erzählungen überwiegend in der Eifel angesiedelt sind. Aber das dürfte so ungefähr auch alles gewesen sein. Den Namen Münster-eifel hatten wir vor unserer Flucht noch nie vernommen.

Nun gehört das Gebiet um unseren derzeitigen Wohnort nicht zum Kern dieses westrheinischen Gebirges, sondern liegt an seinem nördlichen Saum. Immerhin überragen einige Höhenzüge im Umkreis die 500m-Marke. Der gut 6 km entfernt liegende Michelsberg kommt als höchste Erhebung sogar auf 588 m. Während sich östlich von Münstereifel ein riesiges, dichtes, von keiner nennenswerten Ansiedlung unterbrochenes Waldgebiet, überwiegend mit Laubholzbeständen, erstreckt, ist die sich in westliche Richtung ausbreitende Landschaft offener und freier. Von der hinter dem Kneippkurhaus Josefsheim nach Nöthen führenden Landstraße kann man bei klarer Witterung herrliche Weitblicke genießen, doch auch hier stößt das Auge nirgendwo auf größere Ortschaften. Markante Punkte bilden in der Ferne die Halden eines Bleibergwerks bei Mechernich und in der Nähe auf dem 435 m hohen Stockert eine gewaltige Pyramide, die im Verlauf des kommenden Jahres einen merkwürdigen Aufsatz erhalten sollte. Wir rätselten lange darüber, was hier im Entstehen begriffen sei, dachten schon an eine unheimliche militärische Anlage, bis sich herausstellte, daß es sich um ein ausladendes Radioteleskop der Universitätssternwarte Bonn handelt. Der Durchmesser des aus perforiertem Aluminiumblech bestehenden Parabolspiegels beträgt 25 m, dessen Gewicht 20 Tonnen.

Generell gebot es sich, mit unserem globigen Kinderwagen und seinem noch immer recht zarten Inhalt nicht gar zu sehr in die Weite zu trachten, sondern uns mehr auf Naherholungswegen zu ergehen. Da steckte bereits der kurze Aufgang, der vom hausnahen Fußgängersteg über die Erft zur Burganhöhe führte, voller Romantik. Oder auch die Wege über das Erholungsheim "Braunkohle" und die Jugendherberge nach Rodert. Besonders gern verweilten wir am rauschenden Bachlauf des Schleidtals. Obwohl hier teilweise noch kein ausgebauter Wanderweg bestand und man die Fahrstraße benutzen mußte, begegnete uns nur selten mal ein Fahrzeug auf dieser Nebenstrecke. Nach dreiwöchiger Aufenthaltsdauer in Münstereifel waren wir mit der kleinen Stadt und ihrer näheren Umgebung schon ein wenig vertraut geworden. Die anfänglich befremdenden Gefühle, die

uns die recht entfernte Lage, die ausgeprägte Katholizität und der uns ungeläufige Dialekt der Bewohner eingegeben hatten, wichen mehr und mehr dem Entzücken über die malerischen Schönheiten der Bauten und Straßenzüge und über die landschaftlichen Reize im Umkreis. So erfüllte uns schließlich das wohlthuende Empfinden, hier zwar noch nicht das Endziel unserer Reise, wohl aber einen Ort erreicht zu haben, an dem es sich gut verweilen läßt, wo man sich in Ruhe sammeln und zu neuen Taten rüsten kann.

Viel bleibt unter der Überschrift dieses umfangreichen, für uns aber recht bedeutsamen Berichtsabschnitts nicht mehr zu erzählen. War unmittelbar nach dem Weihnachtsfest bei mir noch mal recht skeptische Stimmung hochgekommen, weil ich die ersehnte Zusage aus Hannover noch immer nicht in Händen halten konnte, traf der entsprechende Bescheid am Donnerstag, 29. Dezember, dann doch noch ein: Dienstantritt am Montag, 2. Januar 1956, 8 Uhr. Wahrlich ein Grund, einen Luftsprung zu vollführen. Nun galt es, rasch alle notwendigen Vorkehrungen für die Abreise zu besorgen, wenngleich es naturgemäß nicht gerade viel war, was es für mich einzupacken gab. Glücklicherweise erhielt ich am Vortag die zweite Auszahlung des Arbeitslosenfürsorgegeldes, diesmal den vollen Betrag von DM 38.70. Ihn benötigte ich allerdings auch dringend, um die Anreisekosten und die ersten unerläßlichen Ausgaben in meinem neuen Dienstort zu bestreiten. Den Gedanken, schon am Neujahrstag mittag aufzubrechen und mir dann ein Hotelzimmer in Hannover zu nehmen, verwarf ich allein aus finanziellen Erwägungen. Lieber den Nachtzug benutzen und riskieren, unausgeschlafen und übernächtigt den Dienst zu beginnen.

Am Silvesterabend saßen wir nach dem Besuch der Jahresschlußandacht mit Siegels - wohl wieder in unserem Stübchen - beisammen und vergnügten uns, wie schon drei Tage zuvor, mit Rommé-Spiel. Auch die sonst so streng genormt lebende Frau Dr. Siegel zeigte sich hierbei gelöst und heiter, wie es ihr auch sonst sichtlich wohlzutun schien, daß ihr Mann bei der Familie weilte. Wir warteten aus dem Radioempfänger noch das Turmuhrschlagen des Jahreswechsels ab. Die damals noch lebende, aber schon betagte christliche Dichterin Gertrud von Le Fort sprach die überleitenden Worte. Nach kurzem Zutrosten begaben sich dann alle zur Ruhe. Unsere Gedanken waren fragend, gewiß auch etwas bangend, überwiegend aber doch hoffnungsfroh in die Zukunft gerichtet.

Spät erst setzte am Neujahrsmorgen das Tagesgeschehen ein. Für den Nachmittag zwang ich mir noch etwas Bettruhe auf. An Schlaf war bei der innewohnenden Aufregung vor dem Kommenden freilich nicht zu denken. Der Abschied zu abendlicher Stunde fiel uns sichtlich schwer. Es gab Tränen. 19.15 Uhr setzte sich der Wagenzug im Münstereifeler Bahnhof ächzend und schnaufend in Bewegung.